

Doch kein Vorbild mehr?

Recherchen über Henri Nannens Rolle im Nationalsozialismus beschädigen seinen Nimbus. Doch was der »stern«-Gründer für die Demokratie getan hat, war nachhaltiger als alles, was er sich vorwerfen lassen muss

VON THEO SOMMER

I.

Den Begriff von der »Gnade der späten Geburt« hat Bundeskanzler Helmut Kohl in Umlauf gebracht; geprägt hat ihn wohl Günter Gaus. Er sei einer, sagte Kohl 1984 in der Knesset, dem israelischen Parlament, »der in der Nazi-Zeit nicht in Schuld geraten konnte, weil er die Gnade der späten Geburt und das Glück eines besonderen Elternhauses gehabt hat«.

Der Satz ist seinerzeit zu Unrecht viel kritisiert worden. Denn er trennt die Generationen – auf der einen Seite alle, die den Verführungen, Zumutungen und Zwängen des NS-Regimes ausgesetzt waren und ihnen aus Überzeugung, Opportunismus oder Schwäche erlagen; auf der anderen Seite jene, denen derlei Prüfungen erspart blieben und die deswegen gerne vergessen, dass auch sie leicht in Situationen hätten geraten können, denen sie moralisch nicht gewachsen gewesen wären. Die Einbildung, sie wären auf jeden Fall im Widerstand gewesen, liegt da nah; wer zählte sich nicht zu den Guten?

Helmut Kohl war zehn Wochen älter als ich, und auch ich habe von der Gnade der späten Geburt profitiert. Aber ich bin mir nicht sicher, dass ich sie wirklich verdiene. Wäre ich drei oder fünf Jahre früher geboren worden, wäre sie mir versagt geblieben. Dann hätte ich mich – das war tatsächlich mein Vorsatz als 14-jähriger Schüler an der Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen – freiwillig zur Division Großdeutschland gemeldet. Was ich in dieser Einheit gemacht hätte, hätte machen müssen, wage ich nicht, mir vorzustellen. Dann hätte es mir leicht ergehen können wie Henri Nannen, dessen Vergangenheit in der Vorstellung der Hundertfünfzigprozentigen alles zu nichtemacht, was er als Chef des *stern* getan hat, um der Demokratie in Deutschland auf die Beine zu helfen, dem Staat den Respekt vor der Meinungsfreiheit abzutrotzen und der allfälligen westdeutschen Gesellschaft liberales Denken aufzupropfen.

Hatte er Leichen im Keller, die ihn jetzt untauglich machen als Vorbild? Als Student der Kunstgeschichte huldigte der Mittzwanziger dem Führer als Erneuerer der deutschen Kunst. Dann war er Bombenflieger, bis er zu der Propaganda-Einheit »Südstern« nach Italien versetzt wurde, um mit deren Flugblättern die Kampf-moral des amerikanischen Gegners zu untergraben. Die Schriften und Karikaturen waren gewiss widerlich, aber Kriegsverbrechen waren das nicht. Eine Beteiligung am Massaker in Bevilacqua, die Gerhard Löwenthal, erbitterter Gegner der von Nannen unterstützten Ostpolitik, ihm anhängen suchte, entpuppte sich rasch als faktenfreie Verleumdung.

II.

Wie geht man als Nation mit den Schandtaten der eigenen Geschichte um? Was tun mit den Tyrannen und ihren Helfershelfern, den Kollaborateuren, Mitmachern und Mitläufern aus Überzeugung, Opportunismus oder moralischer Schwäche? Diese Frage hat sich in den vergangenen 2500 Jahren immer wieder gestellt, wenn ein Schreckensregiment überwältigt wurde.

Die menschlichste und zugleich politisch befriedendste Antwort gab darauf der Athener Feldherr Thrasylbulos. Als im Jahr 404 vor Christus das Licht der Perikleischen Demokratie erlosch und die Spartaner ein grausames Marionettenregime einsetzten, unterdrückte, enteignete, mordete die Schreckensherrschaft der »Dreißig Tyrannen« zunächst die Köpfe der demokratischen Bewegung, dann die Reichen, schließlich die Gemäßigten. Erst Thrasylbulos, ein Feldherr von geistigem Zuschnitt des Perikles, konnte die Demokratie wiederherstellen. Wie sollte er mit den besieigten Unterdrückten umgehen?

Die kochende Volksseele verlangte Prozesse, Todesurteile und Verbannungen. Doch Thrasylbulos, bitteren Parteienzwist fürchtend und jahrelangen Bürgerkrieg, stemmte sich dem entgegen. Er setzte eine Amnestie durch, die alle bis auf die schlimmsten Übeltäter unter Schutz stellte. Der Lohn der Mäßigung war eine Aussöhnung der Klassen und Parteien, die dem demokratischen Athen fast ein Jahrhundert lang den Bürgerfrieden sicherte.

III.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind die Völker mit den Schandphasen ihrer Geschichte auf sehr

verschiedene Weise umgegangen. Die Deutschen versuchten sich in der justizförmigen Bewältigung ihrer braunen Vergangenheit – im Westen unter dem Einfluss der legalistischen Amerikaner, im Osten mit sich in klassenkämpferischer Gebärde rächenden Sowjets. Es war ein Mammutunterfangen mit zwangsläufig fragwürdigem Ausgang.

In Westdeutschland wurden nach 1945 zunächst 180.000 Personen inhaftiert, 150.000 aus dem öffentlichen Dienst entlassen, 73.000 aus Handel und Industrie: Frühere Parteigenossen durften zunächst nur noch »gewöhnliche Arbeit« leisten. Die Amerikaner gaben in ihrer Zone 13 Millionen Fragebogen aus, die von 545 regionalen Spruchkammern mit 22.000 Bediensteten beurteilt werden mussten. Es kam zu 3,6 Millionen Anklagen und 950.000 Verfahren. In den dreieinhalb Jahren Entnazifizierung bis 1948 wurden 1549 Personen als »Hauptschuldige« eingestuft, 21.600 als »Belastete«, 104.000 als »Minderbelastete«, 475.000 als »Mitläufer«. Die Spruchkammern sprachen 9000 Gefängnisstrafen aus, über 500.000 Geldstrafen und 25.000 Vermögensbeschlagnahmungen. 22.000 Personen wurden aus öffentlichen Ämtern entfernt. In der Sowjetzone wurden 30.000 Kriegsverbrecherprozesse angestrengt, 200.000 Nazis aus Verwaltung und Wirtschaft geworfen, 20.000 Lehrer (von 40.000) entlassen, 500 Todesurteile gefällt. Viele kamen in Deutschland allerdings auch straffrei davon oder entzogen sich einem Prozess durch die Flucht, und es gab Unverzeihlichkeiten wie Hans Globke im Kanzleramt oder Theodor Oberländer im Vertriebenenministerium und den Widerwillen der deutschen Justiz, mit den braunen Blutrictern abzurechnen.

Die schematische Entnazifizierung löste schon früh Kritik aus. Thrasylbulos hatte bei uns durchaus sprachmächtige Anhänger. Der hessische Kirchenpräsident Martin Niemöller, im »Dritten Reich« ein erklärter Nazi-Gegner, verbot seinen Pfarrern jegliches Mitwirken an der Säuberung. Eugen Kogon, Buchenwald-Häftling und Verfasser des erschütternden Berichts *Der SS-Staat*, der vielen Deutschen die Augen öffnete, vertrat 1947 in den *Frankfurter Hefen* vehement das Recht auf politischen Irrtum: Wer nur geirrt habe, sich ansonsten aber nichts vorwerfen müsse, dürfe nicht verfolgt werden. Man könne die alten Nazis »nur töten oder gewinnen«, argumentierte er. Nach Kogons Logik kam es nicht darauf an, ob einer früher Nazi war, sondern nur darauf, ob er noch jetzt den alten Ideen anhing. Ex-Parteigenossen sollten Demokraten werden dürfen. Entscheidend war, sie zu domestizieren und zu amalgamieren. Resozialisierung sollte vor Strafe gehen, Versöhnung vor Sühne. Dass es genau so gekommen ist, hat mehrere Gründe – auch schöne Gründe.

IV.

1. Die Deutschen mochten sich im Schock des fatalen Endes der Einsicht in die Wurzeln ihres nationalen Unglücks noch verschließen. Eines waren sie jedoch in ihrer Mehrzahl nicht mehr: Nazis. Es gab keine Trauer um Adolf Hitler; niemand baute dem toten Führer Altäre. Die Faszination, die das Hakenkreuz auf ein ganzes Volk ausgeübt hatte, war verfliegen, verweht die Asche des großen Verführers im Garten der Reichskanzlei. Und es gab auch keinen Partisanenkrieg gegen die Sieger. Vorbei war einfach vorbei. Es war wie bei einer elektrischen Kochplatte: Wenn der Strom abgeschaltet wird, erkaltet sie.

2. Dazu kamen ganz schöne Gründe wie der, dass Verwaltung und Versorgung ohne die alten Staatsdiener mit Nazi-Parteibuch nicht funktionierten. Mithin wurden sie ab 1951 durch das 131er-Gesetz fast alle wieder in ihre Rechte eingesetzt (Adenauer: »Die Maschine soll laufen«). Die Weiterbeschäftigung so vieler Parteigenossen entschuldigte er lapidar mit der Bemerkung, man schütze nun einmal »kein drecksiges Wasser aus, wenn man kein reines hat«.

3. Hinzu kam etwas Weiteres: Im Jahre 1943 hatte die NSDAP 7,6 Millionen Mitglieder; das waren etwa zehn Prozent der Deutschen. Eine so große Bevölkerungsgruppe lässt sich nicht auf Dauer in Acht und Bann tun. In der Massenhaftigkeit der Mitmacher oder Mitläufer lag geradezu die Garantie, dass der Säuberungsimpuls bald wieder erstarre. Schon 1949/50 warben die neuen Parteien um sie, sogar Kurt Schumachers Sozialdemokratie. In der DDR bemühte sich auch Walter Ulbricht um sie.



Henri Nannen auf dem Fest zum vierzigjährigen Bestehen des »sterns« im Mai 1988

Die Debatte

Der Auslöser

Am 10. Mai veröffentlichte das zum NDR gehörige YouTube-Format STRG_F Recherchen über einige bisher nicht gezeigte antisemitische Flugblätter, für die Henri Nannen mitverantwortlich gewesen sei. Viele Medien, auch die *ZEIT*, haben daraufhin Nannens Biografie thematisiert. Er hatte sich zu Lebzeiten nie zu diesen Flugblättern bekannt.

Die Folgen

Offen ist, ob der *stern* seinen früheren Chefredakteur aus dem Impressum streicht und ob die Henri-Nannen-Schule für Journalismus umbenannt wird. Eine Kommission soll Nannens Biografie neu aufarbeiten. Vorläufig hat der Verlag Gruner + Jahr den renommierten Nannen-Preis in *stern*-Preis umgetauft.

Der Protest

Nannens Familie fordert den NDR laut dem Mediendienst *press* über Anwälte auf, den Titel »Nannen: Seine Rolle als Chef einer SS-Propaganda-Einheit« offline zu nehmen. Nannen sei weder Mitglied der SS noch formal Chef der fraglichen Einheit gewesen. Für die Beteiligung an Gestaltung oder Verteilung der im Beitrag gezeigten antisemitischen Flugblätter gebe es »keinen einzigen Beweis«. Der NDR weist das zurück.

4. Es ist richtig, dass es eine beherzte Aufarbeitung der braunen Vergangenheit nicht gab. Doch wurde sie nicht bewusst verdrängt – es waren zumindest in den ersten Jahren die Pein des Alltags, die Mühe des Überlebens in einem Land, das in hohem Maße zerstört war, von zwölf Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen überflutet wurde, das drei Jahre nach Kriegsende elendiglich unter Hunger und Kälte und Obdachlosigkeit litt, was alles andere überlagerte. Man musste sich aus Not, nicht nur zwecks Ausflucht aufs tägliche Überleben konzentrieren. Aufräumen war wichtiger als Aufarbeiten. Man schwieg in sich hinein, um mit der Erinnerung zurechtzukommen. Der Mitscherlich-These von der deutschen »Unfähigkeit zu trauern« sind längst andere entgegengetreten. Das Schweigen definierte Hermann Lübbe als Therapeutikum: »Nach zehn Jahren war nichts vergessen, aber einiges schließlich ausgeheilt.« Kurt Sontheimer befand bündig: »Die Vergangenheit hinter sich zu lassen, um die Zukunft für sich zu gewinnen, war für viele Deutsche ein Akt der Selbstverteidigung.«

5. Das Wichtigste aber war, dass die Deutschen, als sie das Braunhemd ausgezogen hatten, zu Demokraten wurden. Ohne große Schuldeingeständnisse, aber auch ohne Verstocktheit akzeptierten sie die neue Ordnung, ja: wurden zu ihren Verfechtern. Ihre innere Umkehr war echt. Henri Nannen war nicht der Einzige, der sie vollzog, aber er vollzog seine Abkehr von dem verbrecherischen braunen Aberwitz in Worten wie in Taten. Dabei verschwie er seine eigene Rolle nicht. Früh gestand er, er habe gewusst, dass in Nazi-Deutschland wehrlose Menschen vernichtet wurden: »Ja, ich wusste es, und ich war zu feige, mich dagegen aufzulehnen.« Ohne Scham habe er

die Uniform eines Offiziers der deutschen Luftwaffe getragen.

Doch nicht nur in Worten rückte er ab von seiner Vergangenheit. In seinem dritten Leben gab er sein gesamtes Vermögen aus, rund 14 Millionen Mark, um mit seiner Frau Eske die Kunsthalle in seiner Heimatstadt Emden zu bauen, die der Kunst der Moderne und Gegenwart gewidmet ist. Der Sammler und Mäzen Nannen macht damit bei Weitem wett, was der Student Börsartiges über die »Entartete Kunst« geschrieben hatte. Und überhaupt: Was er für die Stabilisierung unserer Demokratie getan hat, war nachhaltiger als alles, was er sich vorwerfen lassen musste.

V.

Ich halte Henri Nannens innere Umkehr für vorbildhaft, seine offenerzige Bußfertigkeit, seinen Einsatz für Rechtsstaatlichkeit, innere Liberalität und Humanitas. Ihm die Vorbildhaftigkeit abzusprechen ignoriert die Tatsache, dass er einer von jenen war, welche die zweite deutsche Republik zum freiheitlichsten und lebenswertesten Staat gemacht haben, den unsere Geschichte je hervorgebracht hat. Und sie schlägt die Erkenntnis in den Wind, dass Menschen hinzulernen können. Das sollten auch jene einsehen, die sich in der Gnade der späten Geburt schuldlos wissen. Das Bleigewicht der Geschichte werden auch sie nicht los.

Theo Sommer war von 1973 bis 1993 Chefredakteur der *ZEIT*, anschließend bis 2000 zusammen mit Marion Gräfin Dönhoff und Helmut Schmidt Herausgeber der Zeitung